

Auslegung des »Vaterunser« (VII) Die Vergebungsbite / Gerhard Lohfink

Auch die fünfte Vaterunser-Bitte wird erst wirklich verständlich, wenn wir sie als Bitte der neuen Familie um Jesus begreifen. Denn die Vergebung bekommt gerade dort eine besondere Dringlichkeit, wo Glaubende sich um der Gottesherrschaft willen zu einem neuen Miteinander sammeln lassen. Dann fallen alle Mauern, die jeder Einzelne um sich herum aufgebaut hat. Es bleibt nicht mehr verborgen, wer er ist. Es wird unverhüllt sichtbar, dass jeder dem anderen unendlich viel schuldig bleibt. Anders ist die erschrockene Frage des Petrus in Matthäus 18,21–22 nicht zu verstehen:

„Da trat Petrus [zu Jesus] herzu und fragte ihn: Herr, wie oft muss ich meinem Bruder [das heißt: dem Bruder in der Jüngergemeinde bzw. im Gottesvolk] vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Bis zu siebenmal? Da antwortete ihm Jesus: Nicht bis zu siebenmal, sage ich dir, sondern bis zu siebenundsiebzigmal.“

Rückhaltlose Vergebung

„Bis zu siebenundsiebzigmal“ ist natürlich orientalisch-redeform. Gemeint ist: Immer, ohne jede Einschränkung, ohne jeden Vorbehalt, rückhaltlos! Die Vergebung gehört zum Lebensatem der Nachfolger Jesu. In der Jüngergemeinde und von ihr ausstrahlend im gesamten Gottesvolk muss es unablässiges, vorbehaltloses Verzeihen geben – schon allein deshalb, weil auch Gott immer wieder vergibt.

Wie weit diese Vergebungsbereitschaft gehen muss, zeigt Matthäus 5,23–24: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dort in den Sinn kommt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat – lass deine Opfergabe dort vor dem Altar, geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder. Dann komm und opfere deine Gabe.“

Da ist also einer, der Gott die Ehre geben will. Er macht eine Wallfahrt zum Tempel. Wenn er ein Galiläer ist, ist er drei Tage lang auf steinigem und staubigen Straßen unterwegs gewesen. Nun ist er in Jerusalem angekommen, und wir sehen ihm zu, wie er seine Opfergabe zum Altar bringt.

Das ist die vorausgesetzte Situation. Jeder der damaligen Zuhörer kennt sie. Jeder ist unmittelbar betroffen, wenn Jesus fortfährt: Es kann sein, dass du schon dabei bist, deine Opfergabe darzubringen. Da erst kommt dir zu Bewusstsein: Daheim in meinem Dorf, vielleicht sogar in meiner Familie ist einer, der etwas gegen mich hat. Wenn dir das klar wird, sagt Jesus, lass deine Gabe dort vor dem Altar, kehre nach Hause zurück und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder. Dann komm wieder zum Tempel und opfere.

Bemerkenswert ist bei diesem Logion zunächst einmal, dass Jesus hier nichts gegen den Tempel sagt. Er findet es gut, dass der Jerusalemer Tempel strahlend wird durch die Gaben der Israeliten. Er setzt als selbst-

verständlich voraus, dass die Gläubigen von überall her nach Jerusalem wallfahren, um den Tempel zu besuchen und dort Gott die Ehre zu geben.

Noch wichtiger ist ihm allerdings, dass die Menschen im Gottesvolk versöhnt miteinander leben. Tun sie es nicht, sind Tempelbesuch und Opfer sinnlos. Wenn die sozialen Verhältnisse im Gottesvolk nicht stimmen, sind die Herrlichkeit des Tempels und die Schönheit der Gottesdienste eine Farce.



Pieter Bruegel d. Ä., *Jesus und die Ehebrecherin*
Druckgraphik, 26,7 x 34,2 cm, nach 1564/65
Brüssel, Bibliothèque Albert I^{er}

Das betonten schon die Propheten immer wieder. Auch für Jesus ist unversöhntes Nebeneinander im Gottesvolk so inakzeptabel wie soziales Unrecht. Menschen, die miteinander versöhnt und einmütig leben, sind für ihn die unabdingbare Voraussetzung jedes Gottesdienstes.

Wer schuld war, interessiert nicht

Bemerkenswert ist schließlich, wie Jesus das Beispiel, das er vorträgt, in Szene setzt. Er sagt nicht: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dort in den Sinn kommt, dass du deinen Bruder beleidigt oder verletzt hast, so lass deine Opfergabe dort vor dem Altar, geh und bitte deinen Bruder um Vergebung.“

Er sagt vielmehr: „Wenn dir klar wird, dass dein Bruder etwas gegen dich hat ...“ Wer der Schuldige ist, interessiert Jesus also nicht. Diese Frage lässt er bewusst offen. Es wäre durchaus möglich, dass nicht der im Tempel schuld an dem Zerwürfnis ist, sondern der zu Hause. Trotzdem muss der im Tempel alles tun, dass es zur Versöhnung kommt. Er darf die Dinge nicht so lassen, wie sie sind. Er darf gerade nicht sagen: „Der andere hat angefangen. Also muss er jetzt auch den Anfang machen, wenn wieder Frieden sein soll. Er muss zuerst kommen und sich bei mir entschuldigen. Dann können wir weitersehen.“

Wer so denkt, lässt sich von bürgerlicher Moral leiten, nicht aber vom Evangelium. Jesus ist überzeugt: Zerwürfnisse und Feind-

schaften sind im Gottesvolk etwas so Unmögliches, dass sofort versucht werden muss, sie zu beenden – ob man nun selber schuld ist oder nicht. Solange man nicht selbst alles getan hat, sich mit dem anderen zu versöhnen, hat es keinen Sinn, zum Gottesdienst zu gehen. Gottesdienste von Menschen, die untereinander unversöhnt sind, sagt Jesus, sind Gott ein Greuel. Aber eine Freude sind für ihn Menschen, die Frieden herstellen, die dem Frieden nachjagen und die Versöhnung suchen.

Im Unterschied zu den Religionen

Jesu Auffassung über die Versöhnung macht den Unterschied zwischen bloßer Religion und dem jüdisch-christlichen Glauben offenkundig: Opfer, die man den Göttern darbringt, gibt es in allen Religionen; ebenso Festzeiten, Wallfahrten, Heiligtümer, Weihwasser, Altäre, Gottesdienst, Gebet, Ritual, Fasten, Almosen – all das gehört zum Wesen der Religion, und Religion gibt es überall.

Für den Glauben des Gottesvolkes aber ist charakteristisch, dass mit unbestechlicher Nüchternheit gesagt wird: Alles Beten, aller Opferbetrieb, aller Gottesdienst ist nutzlos, wenn er nicht ein neues Miteinander erzeugt. Im Gottesdienst versöhnt sich Gott mit uns, und er ergreift dabei selbst die Initiative; deshalb müssen auch wir uns versöhnen und dabei wie er die Initiative ergreifen.

Bei all dem zeigt sich: Der jüdische und der christliche Gottesdienst sind mehr als ein isoliertes, herausgehobenes Ereignis. Der Gottesdienst beginnt schon, bevor man sich dem Tempel nähert. Und er beginnt auch schon, bevor die Messe anfängt. Er umfasst das ganze Leben. Er umfasst es nicht nur, er verändert es und verschiebt alle Horizonte.

Derjenige, der eigentlich opfern will, dann aber zurückeilt, um Versöhnung zu schaffen, sich die Beine müde läuft, um zu seinem Gegner zu kommen, ihm nachlaufen muss und nicht einmal weiß, ob sein Angebot ein offenes Herz findet, wird selbst zum Opfer.

Plötzlich leuchtet hinter Matthäus 5,23–24 der Weg Christi und das Opfer seines Lebens auf. Er hat sich für das Gottesvolk müde gelaufen, um Versöhnung zu schaffen, und man hat ihn dafür gekreuzigt. Allerdings: Aus seinem Tod sind die österlichen Gemeinden entstanden – der endgültige Ort der Versöhnung.

Wie das gesamte Vaterunser ist auch seine fünfte Bitte von einem unfasslich großen Gottesbild getragen. Genauer: vom Vertrauen auf den heiligen und doch maßlos barmherzigen Gott. Er erlöst uns die Schulden, die wir unablässig vor ihm anhäufen und die wir nie zurückzahlen könnten. Er ist der *abba*, der liebende Vater der verlorenen Söhne, die wir alle ohne Ausnahme sind. Er ist der Gott, der vergibt. ■